

# Paracelsus

Autor(en): **Betschart, Ildefons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **21 (1941-1942)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158880>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ferer Kriegswirtschaft zurück: Möge sie durch eine einprägsame, begeisternde Zielsetzung und eine konsequente Führung die Voraussetzung schaffen für jene freiwillige Solidarität und jenen Enthusiasmus der Pflichterfüllung, ohne die wir die schwere gemeinsame Aufgabe nicht meistern können.

## Paracelsus

Von **Ildefons Betschart**

Die Welt ist Gottes Haus. Wie sie nun geschaffen ist und geworden, so ist zu wissen, daß sie nicht so hingehet, wie sie hergekommen ist. Sondern da werden bleiben vom Menschen das Herz und von der Welt das Geblühe. Paracelsus.

Wahrlich ein seltsam dunkles Leben war es, das im letzten Drittel des Jahres 1493 in Einsiedeln, unweit der Teufelsbrücke, die sich seit Abt Gero um 1120 über die tosende Sihl spannt, geheimnisvoll entsprungen, am 24. September 1541 in der alten Bischofsstadt Salzburg ebenso geheimnisreich verschwunden ist. Knapp fünfzig Jahre lang, gehezt und gepeitscht von einem fanatischen Arbeitswillen, war es angefüllt mit schwersten Kämpfen und bittersten Enttäuschungen, wie sie nicht so schnell wieder eines großen Sterblichen Los sein werden. Freilich schien ihm früh ein günstiger Sonnenstrahl das Leben zu erhellen, als er mit gut dreißig Jahren bereits als Stadtarzt und Lehrer an der Universität nach Basel berufen ward. Doch nach wenig Semestern traf ihn Schmährede und Undank ins Innerste, er floh, zunächst ins Elsaß und schließlich mit wahrhaft ahasverischer Seele um die halbe Welt, und starb im Elend. Und dabei muß Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, zu den größten Männern gezählt werden, die bahnbrechend am Portal der neuen Zeit standen. Ein Mensch von gesunder Sinnes- und Verstandeskraft, die Rauheit und Zähigkeit seiner Bergheimat als Charakteristikum stolz mit sich tragend, mit einer unbändigen Leidenschaft seine Sendung umfassend, schuf Paracelsus ein Werk, das verhimmelt und verleumdet, gepriesen und geschmäht bis in die Gegenwartsjahrzehnte hinein zwiespältig zwischen den Zeiten stand. Doch ist seit den grundlegenden Forschungen eines Sudhoff, Schubert, Mezhammer, Strunz u. a., wie auch durch die Paracelsusfeiern dieses Sommers (Basel, Stuttgart, Salzburg und nicht zuletzt Einsiedeln) und damit verbunden durch eine reiche und gute Paracelsusliteratur vieles geschehen, um das Bild des „Magus vom Egel“ ins rechte Licht zu rücken.

### I.

Soll die geistige Kampfesgestalt des Reformers Paracelsus gewürdigt werden, so muß ein kurzer Blick auf die damaligen Verhältnisse geworfen

werden. Der junge Hohenheim, der in Villach, Kärnten, Wien und auf den Universitäten von Ferrara, Montpellier u. a. seine wissenschaftliche Bildung empfing, wurde von keiner Schule in seinem bäumigen Wissensdurst befriedigt. Das Gelehrtenwesen des Mittelalters, das in seiner Blütezeit zu den herrlichsten Erscheinungen des Geisteslebens gehört, war leider ausgeartet. Die ehemals unter einem Bonaventura, Thomas von Aquin, Alexander Hales und so vielen anderen herrlich blühende Scholastik zerfiel in derart sterile Begriffsklaubereien und unvernünftig vernünftelnde Spitzfindigkeiten, daß man bis in die neueste Zeit hinein Scholastik überhaupt nur in diesem mindern Sinn des Wortes verstand. Ebenso war die wissenschaftliche Heilkunde in leeren kommentatorischen Formeln erstarrt; man begnügte sich, die alten medizinischen Größen Hippokrates, Galenus, den Araber Ibn Schina, auch Avicenna genannt, zu zerreden und hinter einem leeren Wortreichtum die „Unwissenheit“ zu verdecken. Dazu kam der unheilvolle Riß zwischen den sterilen Wissenschaftlern der Medizin, die keine Hand an den Kranken legen durften, und den Wundärzten, d. h. den mehr oder weniger geschickten Badern, Steinschneidern oder gar Henkern, welchen die „Chirurgie“ anvertraut war. Im jungen Paracelsus aber lebte schon ein anderes Lebensgefühl. Er stand als Waldbub eines schweizerischen Hochtales — sagt er doch selber: „Ich bin Einsiedler, des Lands ein Schweizer, allerdings mit neun Jahren ausgewandert — der Welt der Wirklichkeit, die ihm beglückend reich aufgegangen, mit hellem Auge und aufgeschlossenem Geiste gegenüber. Das laute Nachplärren eines geistig unfähigen Epigonentums, das sich auf den hohen Schulen vielfach breit machte, mußte diesen ganz Ursprünglichen, der wie ein frisches Wasser aus den Bergen in die versumpften Ebenen sprang, bis zum Überdruße anekeln. Deshalb zog der junge Doktor hinaus in die Welt, um in aller Herren Ländern, bei Wundärzten, Priestern, Weisen, Hexen und Zigeunern, sogar auf Schlachtfeldern zur wahren „Erfahrung“ zu kommen. Das völlig Neue war der Bruch mit dem Alten, dem Hergekommenen, das vielfach bloß inhaltloses Gerüst geworden war, wenn auch mit bunten und reichen Kenntnissfezen malerisch behangen. Paracelsus wagte scharfe Sätze, als er zu Basel auf dem Katheder saß, und er wurde durch den Widerstand, dem er rief, noch schärfer in seinen gelegentlich maßlosen Ausdrücken. Die Wogen der Gegnerschaft aber brachen ihn nicht, im Gegenteil, sie schliffen ihn immer kantiger und spiziger, ihn, der „wie ein Fels in seinem Wesen stand“. Immer mehr erblickte er in rücksichtslosem Kampfe seine göttliche Sendung. Er entdeckte wieder — was ein Thomas von Aquin noch besessen und mit der Person in fruchtbarste Polarität des Lebens hineinspannte — er entdeckte die *N a t u r*, die von Worten zerredete und in bloße Begriffe zerfressene *W i r k l i c h k e i t* der Welt. Der Gedanke von Mikrokosmos und Makrokosmos wird wieder lebendig, wobei der Mikrokosmos Mensch in allem zum Abbild des Makrokosmos Universum wird. Dieser Gedanke, gründlich und weitreichend durchgedacht, wird zum Zentralgedan-

ten der paracelsischen Kosmologie. Erforschung der Natur ist seine leidenschaftliche Arbeit, an die er sich hochgeschwellten Herzens macht. Ein neues Lebensgefühl durchpulst den jungen Lehrer, der ganz Europa durchwandert und das Buch der Natur mit seinen Füßen „umgeblättert“: Blatt für Blatt, d. h. Land für Land. Er verachtet Bücherwissen — und schreibt sich selbst die Finger wund, nachdem er vom Basler Lehrstuhl gestoßen. Aber es sind keine Kommentare, es ist Neuland, ein neues geistiges Amerika, das er entdeckt zu haben glaubte. Das unendlich reiche Weltall des Schöpfers leuchtet ihm auf im „Lichte der Natur“ und im „Lichte des Ewigen“. Mittelpunkt der Welt ist der Mensch, für ihn hat sie Gott erschaffen. Da er in allem den Makrokosmos widerspiegelt, bedeutet die Erkenntnis desselben zugleich auch Erkenntnis des Menschen. Die makrokosmische Natur ist der Lehrmeister des Menschen. Also aus der Natur, und nicht aus den Büchern fließt die rechte Erkenntnis. Alle Dinge der Welt, auch der Mensch, sind zusammengesetzt aus den vier Elementen und aus einer *quinta essentia*, die er als Blüte aus allen vier hervorgehend meint. Gleicherweise aber ist auch der Makrokosmos ein Abbild des Mikrokosmos Mensch, die Natur bewegt sich in weitgespanntem Kreis um den Menschen, der die Krone des Gottgeschaffenen darstellt. Der Mensch seinerseits ist berufen zur herrlichen Aufgabe: das zu vollenden, was Gott in der Natur grundgelegt hat. So hat Gott zum Beispiel für jede Krankheit auch das Heilmittel, aber der Mensch muß es suchen und herausfinden. Eine höchst interessante, kulturwächsige Idee von schöpferischer Grundstruktur. Paracelsus glaubt an die natürliche Würde des gott- und natur-ebenbildlichen Menschen.

Die Kosmologie führt Paracelsus zur Chemie, zu deren wissenschaftlichen Gründern er gezählt werden darf. Er nennt sie meistens Alchemie. Auch wenn seine Auffassung von den Aufbaustoffen der materiellen Natur heute weit überholt ist, so besteht des Großen und Bahnbrechenden genug, um seine Bedeutsamkeit zu erkennen. Schon als junger Mann arbeitete er längere Zeit in den Bergwerken Tirols, bei Siegmund Föger in Schwarz, und hat sich hier reiche metallurgische Kenntnisse angeeignet, was schon sein Frühwerk, die *Archidoxen*, bezeugt. Es ist ganz falsch, wenn man — im Zwielfichte der Sage — den Hohenheimer bloß zu einem gewöhnlichen alchemistischen Goldkoch und phantastischen Küchenjudler machen will. Er bekämpfte solch' ungereimtes Zeug gelegentlich aufs schärfste, wenn auch zugegeben werden muß, daß ihm eine völlige und sofortige Befreiung von mystizistischen Anschauungen nicht gelungen ist. Wer wollte ihm das verargen! — überall nahm er seine Laboratoriumseinrichtungen mit und hantierte mit der mehrschnäbeligen Alembike, mit Phiolen, Kolbengläsern, Mörsern, Reibschalen, Kannen und Kübeln, Brennsiegeln und Sammellinsen, und wenn die Sage sein Getue reichlich überkleidet und ins Märchenhafte steigert, so vermute ich, hat Paracelsus dazu selber mitgewirkt, da ihm öfters Leute in die Pfannen guckten, die ihn bloß um seine Kenntnisse betrügen wollten; für solche mag der Mantel des Zaubenhaften die einzige Abwehr

gewesen sein. Tatsächlich fand Paracelsus neue Stoffe, fand neue Heilmittel<sup>1)</sup>, so vor allem metallische und mineralische, die bislang meistens verpönt, ja als giftig bezeichnet wurden. Der meisterliche Finder hält aber klar vor Augen: Die Dosis macht das Gift. — Nebst den vier Elementen bestehen die Dinge aus drei weiter nicht reduzierbaren Grundstoffen: Sulfur, Mercurius und Sal, die aber mit den heute in der Chemie so bezeichneten Stoffen nicht identisch sind. Sie sind einfach die drei allgemeinen Körpersubstanzen. Was am Körper brennt, ist Sulfur, was raucht Mercurius und was in Asche sinkt, ist Sal. Das Salz ist der bei chemischen Prozessen restierende Bestand, das Unzerstörbare, und galt ihm deshalb als das lebenerhaltende Elixir. Aus diesen Salzen gewann er vorzüglich seine Heilmittel. — Interessant lehrte Paracelsus auch über die Strahlungsvorgänge innerhalb der Körperwelt, und die damit zusammenhängende Therapie durch Farben, die ja in neuerer Zeit wieder Auferstehung feiert. — Bleibende Verdienste hat der Hoheneimer durch die energische Einführung chemischer Arzneimittel, ja, er wird sogar als Vater der modernen Chemotherapie bezeichnet. Aber auch die biologische Heilmethode hat ihm viel zu verdanken, selbst die Homöopathie kann sich in vielerlei Beziehung auf die weitsichtigen Funde und Neuerungen paracelsischen Genies berufen. Erkenntnis und Dienstbarmachung der Natur für die „Notdurft des Menschen“ ist und bleibt Hauptanliegen seiner Naturphilosophie.

## II.

Das hat uns schon zum Arzte Paracelsus geführt. Paracelsus will nicht nur die Arznei reformieren von der Natur aus, sondern auch die Ärzte, und zwar vom Berufsethos aus. Er ist selber mit Leib und Seele Arzt. Überall, wo er hinkommt, sucht er die Kranken auf, der Wunderarzt ist Wanderarzt. Er meint in seiner großen Wundarznei: Möcht ich wissen, was Lieblicheres wäre denn die wahrhafte Kunst der Arznei. Durch seine Schriften und durch seine unermüdlige Praxis zeigt er lebendig das Ethos eines Arztes, wie man es edler und höher sich kaum vorstellen kann. — Freilich, die Ärzte seiner Zeit sind nicht auf ihrer Berufshöhe. Sie sind Betrüger, Sudler, stolzieren hoffärtig in ihren roten Mänteln herum, sind habgierig, und der ehelose Paracelsus versäumt nicht, sie zu beschuldigen, daß sie das täten, um ihre stolzen Frauen herausstaffieren zu können. Er nennt diese Doktoren mit Talar und Ringen „auswendig in den Kleidern gemalete Ärzte und inwendig schelmische Juden, Plärerer und Gleißner“, er schimpft sie Narren, Esel, Büffel, Clamenten, Läusejäger, Läustringer und

<sup>1)</sup> Unter diesen ragte besonders sein Laudanum hervor, mit dem er fast wunderähnliche Heilerfolge bewirkte. Freilich mag auch die Phantasie, deren krankheits- und gesundheitserregende Wirkung er in interessanten Untersuchungen entwickelte, in solchen Fällen, der geheimnisvolle Ruf des „Wunderarztes“ vieles dazu beigetragen haben.

Läussträhler, Guckgeuch, Rüchengeuch, Gaukler, Arschkraker und Schelmen, Buben und Bescheisser, laufige Bader und Scherer und als Abschluß seiner Tirade von Schimpfnamen, die in andern Variationen immer wiederkehren : „wie übel wird es euch auf den Buckel drucken, wenn ihr Ohren sechs Ellen lang tragen werdet, denn Johannes in der Apokalypse hat seltsamer und ungeschaffener Tier nie gesehen, denn ihr seid“. Gewiß, diese Sturzwelle von Hohn und Spott war Reaktion auf die schmählische Behandlung, die der Reformeifrige in Basel erlitten hatte, und der cholerische Hohenheimer mag da und dort ein Scheit zu viel in das Feuer seiner Leidenschaft geworfen haben. Allein es war ihm in seiner eckigen Ehrlichkeit doch aufrichtig um eine Erneuerung des ärztlichen Berufsethos zu tun, wenn er „von des Arztes Tugend“ schreibt und hier prächtige Worte niederlegt. Was er fordert, erfüllt er auch selbst. Es ist ihm nie zuviel, sich gerade auch der Armen anzunehmen, und zwar ohne Salär, während über die Reichen, welche den Arzt um den verdienten Lohn betrügen wollen, die bissigsten und schärfsten Anschuldigungen ausgegossen werden. Was er von sich verlangt, verlangt er auch von den andern: Die eigenen Werke müssen mit den schönen Worten in Einklang stehen. Als Motto über seine ganze ärztliche Arbeit könnte man seinen eigenen Satz schreiben: Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe. Rührend ist seine Liebe zu den Armen und Ärmsten. Man hatte es ihm von Seite der gelehrten Ärzte bitter zum Vorwurf gemacht, daß er am liebsten mit Fuhrleuten und derlei niedrigen Menschen Umgang pflege, und sich sogar kleide, wie diese es tun. Theophrast aber preist die Armut selig: Selig und mehr denn selig, wer in der Armut von Jugend an erwuchs. Noch auf seinem Sterbebett erinnert er sich der Armen — eine Art Franziskus im 16. Jahrhundert — und verlangt, daß jedem Armen bei seiner Beerdigung ein Geldgeschenk gemacht werden sollte. Das höchste ist die Liebe. „Wen man aber lieben will, muß man zuerst kennen: wer Gott nicht kennt, der liebt ihn nicht, wer Mariam nicht kennt, liebt sie nicht, und wer den Armen nicht versteht noch kennt, der liebt ihn nicht. Darauf muß der Arzt achten, daß diese Liebe nicht bresthaft wird, denn sonst werden die Früchte mangelhaft sein.“

Über Liebe und Barmherzigkeit spricht er immer wieder. Das Beispiel des barmherzigen Samaritans ist seine Lieblingsparabel. Die Erde ist ihm das große Spital Gottes, in welchem Reich und Arm krank daliegt, die Reichen in den großen Sälen, die Armen in den stillen Winkeln, beide aber in der gleichen Küche. Der Arzt, meint er, versehe bei den Kranken die Stelle Gottes und müssen deshalb, wie dieser, mild und eines demütigen Herzens sein. Aus dem gleichen Grunde, weil der Arzt die Stelle Gottes „versieht und verweist“, so muß der Arzt sein Wissen und seine Kunst aus Gott haben. „Das erste Buch, das der Arzt lesen muß, ist Gott. Denn wer kennt die Arbeit und die Kraft der Arbeit besser als jener, der sie gemacht hat? Durch diesen kommen die Arcana der Natur hervor, der sie

in die Natur gelegt hat; er zeigt sie aber nur dann, wenn man darnach sucht, wenn man nach Christi Wort darum bittet und anklopft“. Gottverbundenheit ist erste Forderung für den Arzt, wie Paracelsus ihn denkt.

Unermüdblich weist er dann auf Uneigennützigkeit und Redlichkeit und wirklichen Helferwillen hin, ebenso auf Glauben und Treue, Reinheit und Sauberkeit des Herzens. Der Arzt sei uneigennützig wie das Schaf, das nicht für sich selbst die Wolle trägt, sondern für den Weber und der Kürschner; er möge nicht auf seinen, sondern der andern Nutzen schauen, in diesem Sinne sei Christus selbst vom Täufer am Jordan als „Lamm Gottes“ bezeichnet worden. „Der Arzt darf kein Larvenmann sein, kein altes Weib, kein Heuchler, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern muß ein wahrhafter Mann sein, denn er wird von Gott unter allen Künsten und Fakultäten am meisten geliebt“. Er muß aber auch eines guten Glaubens sein: „Du mußt in Gott einen ehrlichen, redlichen, starken, wahrhaften Glauben haben mit allem deinem Gemüt, Herzen, Sinn und Gedanken in aller Liebe und Treue. Auf solchen Glauben hin wird Gott dir seine Werke offenbar machen. Dem Volke gegenüber mußt du auch offenbar werden, wie du gegen Gott stehst in deinem Glauben. Denn so sie dich unwahrhaftig finden, lügenhaft, zweiflig und unwissend, so mögen sie hieraus entnehmen, daß deine Sache nichts ist gegen Gott und daß du ein Schwärmer bist in der Arznei. Alles haben wir von Gott, oder was erfindet der Mensch von ihm selbst oder durch sich selbst? Nicht einen Blezen an ein paar Hosen zu setzen“.

Der Arzt muß auch aus gutem Stamme wachsen, gesund und kräftig sein an Leib und Geist und von der Wiege an in der Arznei aufwachsen wie der Senfbaum aus seinem Körnlein. Gelungen meint er, wohl an das Beispiel des hölzernen Dporinus denkend, aus dem in Ewigkeit nie ein Arzt würde: aus einem alten Korrektor in einer Druckerei oder einem alten Konventor in einer Logiker-Burß, oder aus einem alten Pater in der Schule, oder aus solchen, welche auf Polsterdecken sitzen, gebe es unmöglich Ärzte, denn diese hätten nicht geblüht, seien nicht im März geblüht, wüßten vom April nichts, wüßten nicht, ob der Mai blau oder grün sei; sie seien Zeitlosen oder besser Kunstlosen, die im Herbst wachsen.

Oft hält er den Ärzten ihren Berufseid vor, bei dem sie geschworen haben. „Die gemeinen Leute, der unwissend Mann, meinet eben, wer einen solchen Eid getan, möge nicht fehlen und vermeinen, wo der Eid sei und die Bestallung, da sei auch die Kunst, und wollen also auf Eid approbiert sein, daß sonst niemand wahrhaftig sei denn solche Eidschwörer; erwäget, wie so mancher durch solchen Eid verführt wird.“

Nicht genug kann er die Würde des Arztes erheben. „Unter allen Menschen der Natur und seines Lichts ist der Arzt der höchste Erkenner und Lehrer, darnach ein Helfer der Kranken. Der ein rechter Arzt will sein und den Kranken nutzbar, der muß mehr wissen, lernen und können, denn all die wissen und können, von denen sie gelernt haben und weit hinüber.

daß ihr Vernunft und hohe Schulen zu Jüngern gegen ihn werden“. Wer möchte hier nicht an das Wort eines berühmten Universitätslehrers denken: Es tut uns Lehrern weh, wenn unsere Schüler nicht über uns hinauswachsen! — Zweifellos hat Paracelsus viel dazu beigetragen, daß sich die Arznei, speziell auch die Wundarznei, aus der Verachtung — der Wundarzt stand fast auf der sozialen Stufe des Scharfrichters — erheben konnte bis zur verdienten Würde, die sie heute genießt. Paracelsus meint: „Die Arznei ist eine Kunst, die bleiben wird bis an den jüngsten Tag; und ob alle Ärzte absterben, als möglich ist, noch ist die Arznei nicht abgestorben und würden neue Ärzte“. Aber der gute Arzt muß auch über sich selbst hinauswachsen, er darf nicht in sattem Selbstgenügen stecken bleiben: „Darum weiter und mehr zu lernen und zu erfahren, denn alle Ärzte bisher erfahren und gelernt haben, ist notwendig, sonst würde keinem Kranken nimmer geholfen werden . . . Das ist eine große Verführung in der Arznei, daß ein Arzt nicht mehr schuldig zu wissen vermeint zu sein, als allein sei er ein Doktor, daß genugsam sei an dem, das in der hohen Schulen gelernt wird . . . Der ein rechter Arzt will sein und den Kranken nutzbar muß mehr wissen . . . Die Kunst hat keinen Feind als allein den, der sie vermeinet zu wissen“.

### III.

Paracelsus aber ist nicht bloß Naturphilosoph, Naturwissenschaftler, genialer Entdecker und mit gläubiger Inbrunst Arzt, sondern auch Theologe. Leider liegt die Fülle und staunenswerte Reichhaltigkeit des theologischen Schrifttums des Hohenheimers immer noch an einem ungeordneten, wenig gesichteten und leider unzugänglichen Haufen, trotz anerkennenswerter Versuche. Sollte die Kritik in der Zukunft dieses oder jenes Werk, das bislang unter dem Namen Paracelsus ging, diesem absprechen müssen, so bleibt des Großen und Wertvollen immer noch genug, um den Magus vom Egel auch als religiöse Erscheinung von seltener Bedeutung zwischen den Zeiten zu erkennen. Doch ist es heute noch eine reine Unmöglichkeit, ein voll abgerundetes Bild von „Paracelsus in religiöser Schau“ zu geben. Jedenfalls ist im Leben und Werk des Theophrast alles eindeutig religiös grundiert. Er sieht seine Sendung als Arzt und Naturforscher, als Chemiker und als Mensch durchaus in religiösem Zusammenhang, Gott ist ihm diskussionslos alles. Er, der alles umwirft, was bisher gelehrt und geglaubt wurde, macht Halt vor Gott und dem Göttlichen. Es gibt für ihn keinen Zweifel an Gottes Existenz, an Gottes Vorsehung und Weltleitung, an Gottes Offenbarung im Christentum. Alle seine Arbeiten strömen aus dem Quellgrund tiefster Religiosität. — Und seine Gottesidee zeigt keineswegs pantheistischen Charakter, wie gelegentlich auch schon behauptet wurde. Paracelsus versteht unter Gott kein verschwommenes, pantheistisch schillerndes Allgemeinwesen. Die Entstehung der Dinge, der Naturen, ist für ihn keine Emanatio, sondern eine eindeutige Creatio.



Die Allbelebung und Allbelebtheit der Natur durch Gott ist keine Identifikation der Natur mit Gott. Seine Gottesidee zeigt vielmehr das Bild eines persönlichen, drei-einigen Gottes, dessen Offenbarung in der Natur und in der göttlichen Offenbarung im engern Sinn des Wortes sich findet, und im ersten Fall durch das Vernunftlicht — *lumen naturale* — und im zweiten durch den Glauben erkannt wird. Die Offenbarung des dreieinigen Gottes ist in der Hl. Schrift enthalten, deren Autorität ihm untrüglich feststand. Er zitiert sie nach der offiziell-kirchlichen Vulgata. Nicht nur seine theologischen Schriften, sondern auch die naturwissenschaftlichen zeugen von seiner profunden Schriftkenntnis. Doch brauchte er eine Konkordanz, die in seinem Nachlasse zusammen mit der Hl. Schrift gefunden wurde. — Wahr ist, daß Paracelsus gelegentlich Ausdrücke verwendet, die auch pantheistisch ausgedeutet werden könnten. Die fließende Dynamik seines Denkens und seiner Sprache, die in allem dem temperamentgeladenen Augenblick zu danken ist, macht dies dem wirklichen Paracelsuskenner leicht verständlich. Theophrast ist viel zu sehr mittelalterlicher Mensch: das Durchwaltetsein der ganzen Natur von Gott und göttlichen Kräften ist erst nach Spinoza pantheistisch verstanden worden, für das gläubige Mittelalter mit seiner kraftvollen synthetischen Weltanschauung war das eine Selbstverständlichkeit.

Immer wieder fällt die rührende, ja kindliche Art auf, wie dieser große Eigenwillige selbst in seiner größten Armut und Not sich in der Hand des gütigen Gottes weiß, und wie er einst von ihm die Seligkeit des ewigen Lebens sehnsuchtsvoll erwartet. Christus ist ihm zweite göttliche Person, die ihn erlöst hat; wie wir gleich sehen werden, ist es gerade das genuine Christentum, die persönliche Lehre und das persönliche Leben Christi, das ihm die einzig wahre religiöse Lebensrichtung bedeutet.

Tief versenkt Theophrast von Hohenheim sein ganzes Leben und Wirken in überweltliche Wesenheiten, in Gott, den Vater, der Schöpfer aller Dinge ist, in Christus Jesus, der ihn erlöst, und den Hl. Geist, der alles durchgeistet wie Er will. „Christum von Herzen meinen“, schreibt er, man könnte es als Motto über seine ganze religiöse Tätigkeit schreiben. Und was gäbe es, was bei ihm nicht religiösen Aspekt trüge? Alle Tage sollen wir den Tag des Herrn feiern, d. h. alles soll in der Atmosphäre Gottes getan werden. Wir müssen die Handarbeit in Herzarbeit umsetzen. Paracelsus kennt keine sporadischen religiösen Aufblicke, sondern nur eine religiöse Totalität von Leben und Werk. Das dürfte die erste Komponente seines theologischen Denkens gewesen sein.

Eine zweite sehe ich in seinem titanischen Bemühen, die Religionsübung zu vergeistigen. Er wendet sich scharf, ganz dem reformistischen Zuge der Zeit entsprechend, gegen jede Veräußerlichung des Religiösen. Freilich unter fast völliger Verkennung der wahren Symbolkraft der sinnenfälligen Dinge und Zeichen wettert er gegen überkommenes Brauchtum und

gegen die Welt der Zeremonien: „... das unnütz Kirchengehen, üppige Feiern, vergebens Beten und Fasten, Almosengeben, Opfern, Zehnten, Byffel, Dreißigst, Jahrzeit...“ Als sozialer Reformers ist er gegen alle Prunkentfaltung im Gottesdienst. Man hat solche Äußerungen viele gesammelt, allein dabei zu wenig gedacht, daß sie mit der gesamten Entwicklungslinie des religiösen Paracelsus zusammen gesehen werden müssen. Gegen Ende seines Lebens mildert er seine Auffassung und fordert in treugläubigem Katholizismus in seinem Testament, es sollen ihm alle kirchlichen Ehrungen, hl. Messe am Siebten und Dreißigsten gelesen werden usw. Aber wir verstehen sein Bemühen: es schwebte ihm eine übrigens durchaus immer wieder notwendige Abkehr von bloß Äußerlichem und eine ebenso immer neu notwendige Hinrichtung zum Geistigen vor Augen. Auch sein eigenes Leben bewegte sich in dieser Richtung. Gehen wir fehl, wenn wir auch seine viel besprochene und vielgedeutete Chelosigkeit nebst andern Gründen auf einen vergeistigenden Faktor seines Lebens zurückführen? Er hütet sich peinlich vor jedem Absinken ins Sinnlich=Materielle. In seinem ganzen Schriftwerk läßt sich keine einzige Zote oder irgend ein unreines Wort finden, obwohl er in der sprachlichen Darstellung weitgehend dem Grobianismus seines Zeitalters Tribut zollte.

Paracelsus kennt auch keinen mystischen Überschwang, oder sonstige religiös=psychologische Abnormitäten: er ist eine durchaus fröhliche, natürliche, gesunde und urkräftige religiöse Persönlichkeit.

Trotz seiner Himmelsgerichtetheit weiß aber der geniale Mediziner, Alchemist und Naturforscher mit ungeheurer Energie an der Erforschung der Natur, die ihm Schöpfung Gottes ist, zu arbeiten. Er ist ebenso erd- wie gottgebunden. Das ist kein Widerspruch. Er besaß noch die Synthese der Weltanschauung: durch die Erde, diese meisternd, zu Gott, das ist die Richtung. — Als starkes Temperament von unbedingter Vitalität ist seine Religion ungemein tatmäßig bestimmt. Das ist die dritte Komponente paracelsischer Religionsverkündigung. Spekulative Beschaulichkeit ist nicht seine Stärke. Er ist in allem tatgerichtet. Religion ist ihm wesentlich Praxis. Doch versteht er hiebei weniger Beten (Oporinus, der allerdings verdächtige, bezeugt, daß er ihn nie beten sah), und andere unmittelbare Akte der Religion, sondern die eminent religiöse Durchdringung der gesamten Berufsarbeit. Handwerk zum Herzwerk machen! „Das ist keine Lehr, die Werk nit tut“. Er wendet sich deshalb gegen das viele Predigen — obwohl er selber jahrelang die Tätigkeit eines Wanderpredigers ausgeübt zu haben scheint. Waltershausen schreibt, man bemerke bei Paracelsus „eine Abneigung gegen Predigt und Predigthören, wie man sie erst von den Kritikern des spätern Luthertums erwartet und gewohnt ist“. — Dagegen wünscht er, daß den Heiden das Evangelium verkündet werde. Paracelsus will also — gegen Luther — keine Vergeistigung der Religion bis zur Geringschätzung der Werke. Hierin ist sein Denken echt katholisch geblieben.

## IV.

Die religiös-schriftstellerische Betätigung des „Laientheologen“ Theophrastus brachte es unweigerlich mit sich, daß er auch in den damaligen Konfessionenstreit hineingeriet. Er lebte und wirkte in einer religiös wild zerklüfteten und arg erschütterten Zeit. Wir sind heute auf beiden Seiten soweit, um Fehlerhaftes unbedingt zuzugeben. Die Wirren der Zeit brachten selbst besonnene und tief gläubige Menschen mit echter Religiosität in ein furchtbares Dilemma hinein. Sie sahen einerseits wirkliche Mißstände, viel Veräußerlichung, ja Sittenlosigkeit, aber auch andererseits, daß der Reformeifer nicht rein und selbstlos genug war, und daß manches in einer politisch und sozial gesehen gefährlichen Richtung verlaufen werde. Man lese bloß den späteren Luther mit seinen bewegten Klagen.

Paracelsus suchte zunächst jeder religiös-konfessionellen Diskussion nach Möglichkeit auszuweichen, und einfach den schlichten Weg des aus der Hl. Schrift ihm aufleuchtenden christlichen Glaubens in Tat und Wahrheit zu gehen. Er war aber viel zu selbständigen und selbstherrlichen Charakters, um sich einfach einer herrschenden Richtung anzuschließen. Er trat nie zu den Neugläubigen über, starb sogar als treuüberzeugter Katholik, aber seine konfessionelle Lebenslinie blieb nicht ohne Schwankungen und Störungen. In Basel, ebenso später in Nürnberg und St. Gallen, suchte er aus leicht einsichtigen Gründen sich den Reformatoren zu nähern. Dekolampadius war es, der vor allem seine Berufung als Ordinarius und Stadtphysikus betrieb, nachdem Paracelsus den berühmten Froben, in dessen Hause Dekolampad, die Amerbach, Erasmus von Rotterdam u. a. Gelehrte zusammenkamen, fast wunderbarer Weise geheilt hatte. Zwingli in Zürich und Badian in St. Gallen schienen ihm als Reformatoren der Kirche gerade die geeigneten Männer zu sein, um auch für sein Reformwerk in der Medizin einzustehen. Allein in allen Fällen sah er sich sehr bald getäuscht und die Reformatoren, die mit ihm wohl ähnliche Pläne verfolgten, ebenfalls. Trotzdem er ehrenvolle Bücherwidmungen an Zwingli, Leo Jud, Badian u. a. neugläubige Führer vornahm, blieben diese in kalter Zurückhaltung, sobald er mit seinen Ideen und Plänen in stets streitbarer Weise aufrückte. Christof Clauer, das medizinische Oberhaupt Zürichs, nennt ihn zwar den „Luther der Medizin“, meint aber doch sarkastisch genug: Paracelsus sei eher ein „trüber als ein luterer“ gewesen. Auch Clauer ließ die ihm gewidmete Schrift Hohenheims ungedruckt. Und Badian, der gefeierte, verschweigt den Paracelsus überhaupt. Alles bittere Enttäuschungen für den Unermüdlichen. 1537 kam es deshalb zum völligen Bruch mit den Reformierten, er kannte ihnen gegenüber die bislang beobachtete Schonung nicht mehr.

Dabei wird sein Christentum immer eigenwilliger. Gewiß, es ist im Grunde genommen immer der Wille, ein geistiges Urchristentum in reinsten Form wieder erstehen zu lassen. Er fühlt sich als dessen Prophet und werde

einst berühmter sein als Luther. Allein er kommt zu ganz merkwürdigen Abschattierungen und Eigenbildungen des Glaubens, die vom protestantischen wie vom katholischen Bekenntnis weit entfernt sind. Felsig und kantig in seinem Wesen stehend, schafft er sich ein eigenes und eigenwilliges Christentum, in der Überzeugung, er allein hätte Christum richtig verstanden. Und das ist in Glaubenssachen sein großer Irrweg. Die Selbstmitteilung Christi haben wir eben nicht zu gestalten und umzumodeln, sondern gläubig hinzunehmen. Und dieses demütige Hinnehmen war nie die Eigenart des Hohenheimers. Er ist dem religiösen Subjektivismus verfallen. Gemäß seinem Wahlspruch, es soll der, dem Gott Reichtum und Gabe gegeben, keines andern, sondern sein selbst eigener Herr sein, bringt er, der sich zuweilen „der hl. Schrift Doktor“ nennt, in kühnster Eigenwilligkeit Ansichten vor, die über den Wert seiner eigenen persönlichen Überzeugung nicht hinausreichen. Gewiß, er steht, wie in der Medizin, auch hier auf eigenen Füßen, aber wirklich nur auf eigenen. Glaube aber ist etwas Göttliches.

Er wurde deshalb von Protestanten wie von Katholiken abgelehnt und gelegentlich scharf bekämpft. Er schreibt gegen beide Konfessionen gleich scharf, obwohl er meint, die Reformierten wären vom wahren Christentum noch mehr abgerückt als die Katholischen. Er wendet sich erbittert gegen das Papsttum, nennt den Papst einen neuen Luzifer auf Erden; aber im gleichen Atemzuge nennt er Zwingli und Luther Fälscher und meint sogar: „Ich bekenne hiemit, daß ich Zwingli für einen Unchristen halte, denn er lehrt und hält kein Stück vom christlichen Glauben und ist ärger geworden siebenmal denn da er ein Papist war“.

In seiner tief religiösen, aber wenigstens teilweise akonfessionellen Haltung schneidert er sich auch übrige Lehrstücke des Christentums subjektiv zurecht, so die Lehre von der Erbsünde, von der Taufe und dem hl. Abendmahl. Gewiß, er hält z. B. gegen Zwingli strenge an der bisherigen Auffassung fest: die Worte Christi „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“ bei der Einsetzung der Eucharistie seien ohne Nebensinn in strenger Sinnes-treue zu fassen und polemisiert scharf gegen die „Murmeler, so nur ein Gedächtnis Christi mit bloß symbolischem Brot und Wein aufrichten wollen, obwohl doch schon die Propheten geweissagt haben, Gott werde uns speisen mit seiner Selbsthand“. Aber katholisch ist seine Eucharistielehre auch nicht. Es dürfte überhaupt kaum einen Glaubensartikel geben, den Paracelsus richtig dargestellt hat. Überall zeigt sich der Mann, der keinem andern gehören wollte, denn sich selber. — Doch bedeutet das nicht Widerspruch: die demütige Abhängigkeit von Gott und anderseits dieser schroffe Selbststand sogar im Religiösen? Ich glaube es nicht. Es sind zwei Pole ein und derselben Axi. Paracelsus will als eigenständige Persönlichkeit seinem Herrgott dienen.

Trotz viel subjektiv Verbogenem freuen einem die theologischen Werke des Hohenheimers. Er findet herrliche Worte in religiösen Dingen, die

an die Innigkeit mystischer Blütezeit gemahnen. Wie schön warnt er vor übertriebener ängstlicher Sorge um zeitliche und vergängliche Güter. — Ergreifend schreibt er von der geistigen Kirche, dem Reiche Gottes: „... in jedem einzelnen Menschen erhebe sich eine heilige Kirche wie ein mächtiger Bau gen Himmel, im Herzen und im Geist, im Gewissen. Hier soll man ins Gericht gehen, hier beten und hier beichten. Man bewahre den inneren Menschen rein und keusch...“ Wenn er auch zu gewissen Zeiten das Almosengeben als äußerliche Scheinheiligkeit, als nichtsnutzig bezeichnet, so schreibt er gegen Ende seines Lebens mit rührenden Worten von der Liebe zu den Armen: „Wie goldene Bäche sollen die Almosen und Gaben aus dem guten Menschen fließen“. Sehr schön äußert er sich auch über die Heiligenverehrung: „Wir können zwar zu keinem Heiligen gelangen“, meint er, „aber sie zu uns“. Heilig ist nach ihm der von der Religion völlig durchseelte Mensch.

Vor allem hat er die Mutter des Herrn aus seinen Jugendtagen in Einsiedeln tief ins Herz geschlossen. Nie hat er die Lästerungen seiner Zeit über sie mitgemacht. „Wir danken auch Gott, daß er uns so gütiglichen befohlen hat der Jungfrauen, die da vollkommen macht die hl. Dreifaltigkeit (typisch paracelsische Originalität!), uns zu einem Beschirm...“ — Kreuz und Leid in Geduld ertragen, gehören schließlich und endlich notwendig zur Religion des Gekreuzigten. Und Paracelsus kann sich rühmen, ein schweres Kreuz getragen zu haben. Das ist der Weg der Nachfolge Christi.

Paracelsus ist kein schlackenloser Mensch. Auch er leistete menschlichem Fehl und Irrgang seinen Tribut. Trotzdem bleibt er ein Großer und Verdienstvoller. Sein Porträt hing an der Landesausstellung mit volstem Recht in der Bildergalerie berühmter Eidgenossen. Goethes Faust trägt mehr paracelsische als faustische Züge. „Warum ist das Herz des Menschen so weit und das Leben so eng?“ entrang sich dem früh verbrauchten Paracelsus. Doch sein überzeitliches Wirken, nach vierhundert Jahren in neuem Reichtum aufgeblüht, steht als Zeuge des Geistes hoch über aller Gebundenheit des sterblichen Stoffes.

# Politische Rundschau

## Zur Lage.

Die Berichtstappe verzeichnet an erster Stelle die Entscheidungskämpfe an der Front in Rußland, welche nach wie vor den Ablauf der gesamten Ereignisse im Bereiche des Krieges, der sich — in den letzten Wochen allerdings weniger sichtbar, gleichsam unter der Oberfläche — ausweitet, und der Kriegspolitik bestimmen. Ihnen gegenüber bleiben die Entwicklungen auf den an-